

JANA TOMY

SÉPHARIAL

verwoben

GEDANKENREICH VERLAG

GedankenReich Verlag
Denise Reichow
Heitlinger Hof 7b
30419 Hannover
www.gedankenreich-verlag.de

SÉPHARIAL - VERWOBEN

Text © Jana Tomy, 2018

Cover & Umschlaggestaltung: Phantasmal Image

Lektorat/Korrektur: Wildfire Lektorat

Satz & Layout: Phantasmal Image

Covergrafik © shutterstock

Innengrafiken © shutterstock, Künstler: intueri

Druck: bookpress

ISBN 978-3-96443-523-1

© GedankenReich Verlag, 2019
Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
sind zufällig und nicht beabsichtigt.

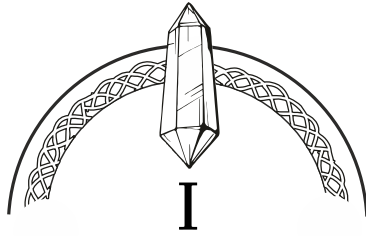




1.802 nach Marial
4. Sonnenlauf

*Wie oft habe ich schon zu meiner Feder gegriffen,
um dir diese Worte zu schreiben! Wie oft habe ich
das Pergament mit Tinte und Tränen benetzt, nur,
um es dann doch wieder zu verbrennen ...*

*Ich würde zu gerne einen Boten in deine Welt
schicken, der dir meine Zeilen überbringt, doch
unser Abschied, war ein Abschied für die
Ewigkeit. Zudem habe ich Angst, dass du noch
immer unter meiner Entscheidung leidest und sie
als Verrat betrachtest. Ich fürchte, deine Liebe zu
mir lässt dich das glauben ...*



Fanai

Dunkelheit umhüllte ihn. Sein Gewand war schwarz wie die Nacht ohne das Licht der Sterne. Und während das Haus in Schweigen gehüllt war und die Bewohner schliefen, bewegte er sich lautlos durch den Flur. Fanai war fast am Ziel.

Vorsichtig öffnete er die Tür zu einem der Zimmer. Nur einen Spalt breit, um zu lauschen. Für einen Moment hielt er den Atem in seinen Lungen gefangen und horchte in die Tiefe der Nacht. Stille. Er war also allein. So leise wie möglich stieß er die angehaltene Luft aus und betrat den Raum.

Prüfend ließ er seinen Blick über die neue Umgebung schweifen.

Das Zimmer war kleiner als er es vermutet hatte, doch das machte die Sache leichter. Ebenso wie der Feuerschein der umliegenden Häuser, der schwach durch das Fenster auf der anderen Seite des Zimmers drang. Er spendete genug Licht, damit Fanai die Konturen des Mobiliars erkennen konnte. Einige gepolsterte Sitzgelegenheiten und auf jeder Seite eine Anrichte. Direkt neben ihm ragte ein mannshoher Schrank aus massivem Holz empor. Diese Erhabenen konnten sich auch

wirklich alles leisten. Und dabei war dies nur das Haus eines reichen Händlers.

Doch er war nicht hier, um über die verschwenderische Art und die Freiheiten der Wohlhabenden nachzudenken. Fanai war auf der Suche nach seiner eigenen Freiheit. Und diese hoffte er in Form einer kleinen Truhe zu finden.

Darauf bedacht keinen Laut von sich zu geben, ging er zu der linken Anrichte und öffnete sie. Fanai hatte Glück. Die Truhe stand auf einem der Regalbretter. Edle Steine verzierten den Deckel und ließen keinen Zweifel daran, dass er gefunden hatte, wonach sein Auftraggeber suchte. Die geschwungenen Schnitzereien an den Seiten entsprachen genau der Beschreibung, die er erhalten hatte.

Sanft strich er über die glatte und kühle Oberfläche eines großen Juwels und lächelte. Seine Freiheit war zum Greifen nah.

Eine Bewegung weckte seine Aufmerksamkeit. Sofort ließ er sich zu Boden fallen und sah gerade noch das Aufblitzen einer Klinge. Sie hatte ihn nur knapp verfehlt.

Noch während er sich abrollte, griff er nach seinem Dolch. Kaum hatte er ihn in der Hand, hieb er nach dem Angreifer, der geschickt einen Schritt nach hinten machte und ihm damit auswich. Fanai nutzte den Moment, um wieder auf die Beine zu kommen.

Ihm gegenüber stand ein Wächter. Schwarzer Stoff legte sich eng an dessen Körper und verhüllte auch sein Gesicht. Ein Gewand, das dem der Diebe nachempfunden war, denn diese Art der Kleidung ließ den Träger fast vollkommen mit

der Dunkelheit verschmelzen. Da auch Fanai das Schwarz der Diebe trug, würde es ein interessanter Kampf werden. Ein Lächeln huschte über seine Lippen und er hob seinen Dolch.

Nur ein kleines Zucken um die Augen des Wächters verriet den kommenden Angriff. Mit einem Sprung rettete er sich vor einem erneuten Hieb. Schnell machte er zwei Schritte nach vorne und schwang seinem Gegner den Dolch entgegen. Dieser parierte den Schlag mit einer zweiten Klinge, die er aus seinem Stiefel gezogen hatte.

Ein Knurren entstieg Fanais Kehle, als der Wächter seinen Vorteil zu nutzen begann. Abwechselnd hieb er mit den Klingen nach ihm, trieb ihn immer weiter zurück. Fanai brauchte einen Plan.

Als er den rauen Stein hinter sich ertastete, kam ihm eine Idee. Er presste sich gegen die Wand und die Klinge seines Gegners verfehlte ihn ein weiteres Mal knapp. Fanai wartete auf die nächste Attacke, dann duckte er sich. Das Messer prallte gegen den Stein. In diesem Moment sprang er hoch, stürzte sich auf seinen Gegner und riss ihn von den Beinen. Eines der Messer schlitterte klirrend über den Boden.

Doch der harte Aufprall erzielte nicht die gewünschte Wirkung. Der Wächter bäumte sich unter Fanai auf. Verzweifelt versuchte er die Arme seines Gegners zu fixieren, aber der ließ das zweite Messer fallen und packte Fanai. Schon im nächsten Augenblick lag er auf dem Rücken. Der Wächter presste seine Hände gegen den Boden, hielt sie fest. Den Rest erledigte das Gewicht seines Gegners, es drückte ihn nieder. Die Augen des Wächters fixierten ihn und die kleinen Fält-

chen verrieten sein Lächeln. Fanai würde ihm beweisen, dass er sich zu früh gefreut hatte.

Er winkelte ein Bein an, spannte jeden Muskel seines Körpers an und stemmte sich mit einem Ruck vom Boden hoch. Der Wächter verlor das Gleichgewicht. Fanai rutschte ein Stück zur Seite, um sich zu befreien. Dann rammte er seinem Gegner das Knie in die Rippen und schlug ihn mit dem Knauf seines Dolches bewusstlos.

Langsam richtete er sich auf. Die Stille der Nacht legte sich erneut über das Zimmer, doch er hielt den Dolch noch immer kampfbereit umklammert. Jede Faser seines Körpers war gespannt. Er wartete. Darauf, dass weitere Wächter kommen oder die Stimmen der Bewohner erklingen würden. Aber es blieb ruhig.

Fanai entschied, dass keine weitere Gefahr drohte. Er atmete erleichtert aus und steckte den Dolch zurück in seine Scheide. Wenn der Wächter wieder zu Bewusstsein kam, wollte Fanai längst fort sein. Also warum unnötiges Blut vergießen?

Er warf einen letzten Blick auf den ohnmächtigen Mann, dann ging er hinüber zur Anrichte. Seine Finger berührten bereits das Holz, als seine Sinne aufschrien.

Zu spät.

Eine Klinge schmiegte sich an seine Kehle. Verdammt. Sein Schlag war zu schwach gewesen und der Wächter hatte ihn getäuscht. Fanais Hand zuckte kurz in Richtung des Dolches, doch da erhöhte sich bereits der Druck und die Schneide grub sich in sein Fleisch. Blut rann seinen Hals hinab.

Er fühlte den Schmerz – er war Wirklichkeit. Ebenso wie die Tatsache, dass dies sein Ende sein würde. Ergeben schloss er die Augen. Ob er seine Familie wiedersehen würde?

Doch nichts geschah. Er war noch am Leben. Atmete. Spürte noch immer den Schmerz.

»Warum hast du ihn nicht umgebracht?« Ihre Stimme erfüllte den Raum.

Seufzend öffnete er die Augen. Er hätte es wissen müssen. »Jetzt schau nicht so. Du darfst eben nicht so nett sein.« Sie schnaubte und schon im nächsten Moment verschwand die Klinge von seinem Hals.

Fanai tastete nach der Wunde. Sofort klebte Blut an seinen Fingern. Das Sirren eines Messers, gefolgt von einem leisen Stöhnen, verriet ihm, dass sie ihr Ziel nicht verfehlt hatte. Hinter ihm sackte der Wächter in sich zusammen. Kurz darauf schälte sich ihre Silhouette aus den Schatten. Mit sanften und fließenden Bewegungen kam sie auf Fanai zu, trat jedoch geradewegs an ihm vorbei und zog ihr Messer aus der Schulter des Wächters. Elegant wischte sie es an seiner Kleidung ab, ehe sie sich Fanai zuwandte.

»War das deine Idee, Kjanja?«, fragte er.

Sie zog die Augenbrauen leicht zusammen und ihr Blick schien ihn zu durchbohren. Er hatte sie gekränkt. »Du weißt, dass ich so etwas nicht tun würde.«

»Ach nein? Du würdest also niemals auch nur daran denken, mich zu hindern?«

Ihre Augen blitzten gefährlich auf, das konnte er selbst in der Dunkelheit erkennen.

»Hast du wirklich geglaubt, er würde es nicht bemerken?«, fragte sie. »Begreifst du denn nicht, dass er nur darauf gewartet hat?«

Kjanja trat noch einen Schritt nach vorn, bis sie sich beinahe berührten. Er spürte die Hitze ihres Körpers und sah, wie das schummrige Licht die Konturen ihres Gesichts weichzeichnete. Ihre Stirn deutete Falten voller Sorge an, während ihre hellen Augen scharf wie Messer hervorstachen. Nie hatte er die Verkörperung gegensätzlicher Gefühle in einer solchen Vollkommenheit erlebt. Bei niemandem, außer bei ihr.

Eine Weile starrten sie einander an, dann senkte Kjanja die Lider und schüttelte den Kopf. Als sie ihn wieder ansah, war die Schärfe aus ihrem Blick gewichen.

»Marorck wollte seine neuen Männer testen. Dem einen bist du bereits am letzten Sonnenlauf begegnet, er hat dir den Auftrag erteilt. Und der andere ...«, sie deutete auf den Mann, der regungslos am Boden lag, »der sollte den Wächter spielen und dich aufhalten.«

»Und was war deine Aufgabe?«

Sie zuckte mit den Schultern, schnappte sich die Truhe und ging. Wie ein Schatten verschwand sie durch das Fenster und verschmolz mit der Dunkelheit. Eine Weile stand Fanai da und starrte das Fenster an. Erst als er ein leises Stöhnen vernahm, erwachte er aus seiner Regungslosigkeit. Kjanja hatte ihr Messer anscheinend nur mit einem betäubenden Gift benetzt, um den Mann außer Gefecht zu setzen. Er sollte verschwinden, ehe es an Wirkung verlor.

Fanai warf einen letzten Blick in den leeren Schrank, ehe er sich auf den Weg machte. Die Truhe war fort und mit ihr seine Hoffnung auf Freiheit.

Wieder einmal wurde ihm bewusst, wie schwer es war, sich von der Horde abzuwenden.

Es würde noch eine ganze Weile dauern, bis die Sonne die Dunkelheit vertrieb und er fühlte sich schon jetzt vollkommen erschöpft. Dennoch machte Fanai einen Umweg und schlich sich schon bald durch den ärmsten Ring der Stadt.

Immer wieder überprüfte er, ob ihm jemand folgte. Er schlängelte sich durch enge und dunkle Gassen, verweilte für einige Augenblicke hinter einer Ecke, ehe er seinen Weg fortsetzte. Die Abkürzungen über die Dächer vermied er, um kein Aufsehen zu erregen. Niemand sollte wissen, was ihn des Nachts in diese Gegend trieb.

Als er sein Ziel erreicht hatte, kletterte er geschickt eine Hauswand hinauf und schlüpfte durch eines der Fenster.

Erleichtert atmete er auf, als er das friedliche Gesicht der jungen Frau sah. Ihre schwarzen Haare umrahmten ihre dunkle Haut und geschwungene Lippen machte das Bild perfekt. Ein zufriedenes Lächeln stahl sich in sein Gesicht. Das Fieber schien gesunken zu sein und auch der Husten war abgeklungen.

Er hatte sich schon Sorgen gemacht, dass ihre Eltern nicht genügend Münzen für die benötigte Medizin haben könnten. Sie waren gut zu ihr, aber sie waren auch arm. Dafür hatten sie ihr alles beigebracht, was sie für ein anständiges Leben brauchen würde.

Ein Grund, warum er sie nicht mehr so oft besuchte, um sich ihres Wohlbefindens zu versichern. Aber es gab Momente, wie diesen, in denen er sie sehen musste. Sie gab ihm den Halt, den er brauchte. Wie gerne hätte er ihr gesagt, dass er existierte. Doch das würde sie in Gefahr bringen, und so wachte er unbemerkt über sie.

»Ich habe dich lieb«, flüsterte er und kehrte ihr den Rücken zu.

Irgendetwas ließ ihn zögern, brachte ihn dazu, sich noch einmal umzudrehen. Etwas war anders. Jetzt, da es ihm besser ging, spürte er es ganz deutlich. Er würde ihr wohl wieder einmal im Licht der Sonne begegnen müssen. Ein gewagtes Unterfangen, das wusste er. Und doch musste er einfach sichergehen, denn seine Gefühle trogen ihn nur selten. Schweren Herzens kletterte er wieder aus dem Fenster. Heute Nacht hatte sein Besuch nicht die übliche Erleichterung gebracht. Stattdessen war eine neue Sorge hinzugekommen.



Marorck thronte hinter seinem Schreibtisch, während er Fanai eindringlich musterte. Seine wulstigen Lippen zuckten leicht und die Hände hatte er über seinem dicken Bauch gefaltet, als würde er geduldig auf etwas warten. Eine Täuschung, wie Fanai früh hatte lernen müssen.

Die beiden Männer, die ihm das beigebracht hatten, standen rechts und links von ihrem Anführer. Einer lehnte lässig an der Wand, der andere hatte die Hand bereits am

Knauf seines Messers. Er wusste, sie waren erbarmungslos. Als der Dicke endlich zu sprechen begann, haftete seiner Stimme etwas Trauriges an.

»War ich nicht immer gut zu dir gewesen?«

Fanai konnte ein Auflachen gerade noch unterdrücken. Obwohl er seine Familie ausgelöscht hatte, war der Anführer der Horde überzeugt, ihm das Leben gerettet zu haben.

»Ich habe dir eine Frage gestellt!«, donnerte Marorck.

»Und du willst wirklich eine Antwort darauf?« Das schmierige Grinsen des Dicken widerte ihn an.

»Fanai. Ich kenne dich. Wir wissen beide, dass du mich zutiefst hasst. Und doch habe ich dich aufgenommen. Habe dir ein Heim gegeben und dich ausbilden lassen. Du hättest es gar nicht besser treffen können.«

Schnell senkte er den Kopf, um sich von einer weiteren Antwort abzubringen. Er biss die Zähne aufeinander und presste seine Faust mit ganzer Kraft gegen den kalten Boden, auf dem er kniete. Sich vor diesem Mann zu verbeugen war eine solche Demütigung! Warum hatte er die Falle nicht rechtzeitig erkannt?

»Ist es nicht so?« Der Stuhl ächzte, als Marorck sich erhob und sein Gewicht nicht länger auf ihm lastete. »Du wartest nur auf den passenden Moment.«

Es war eine Feststellung. Seine Stimme war nicht mehr als ein Zischen, während er langsam über den Steinboden schritt. Fanais Muskeln spannten sich an, verkrampten sich schon fast.

»Sind wir dir nicht gut genug?«

Er zuckte zusammen. Marorck stand nun direkt vor ihm und er glaubte, sein höhnisches Grinsen hören zu können. Aus dem Augenwinkel sah er, dass sich auch die beiden Männer in Bewegung gesetzt hatten. Sie flankierten Fanai nun.

»Ich will dir mal was sagen.« Marorck spuckte vor ihm aus. »Du hattest Glück, Junge, das ist alles. Doch das scheinst du nicht zu verstehen oder nicht verstehen zu wollen. Ich finde das im Übrigen nicht sehr nett von dir. Ich habe die Auftraggeber deiner toten und unkooperativen Eltern übernommen. Ebenso, wie ich mich deiner angenommen habe. Weißt du, das hätte ich nicht tun müssen. Ja, ich bin mittlerweile sogar der Meinung, dass es ein Fehler war. Ich hätte dich damals töten sollen, ehe du zu solch einer Belastung werden konntest. Zu einem verräterischen Mitglied in unserer Mitte.« Er lachte auf. »Ich erinnere mich noch, wie meine Männer mich schief ansahen. Wie einige der Auftraggeber mich für verrückt hielten. Es war mir egal. Ich habe nur das Potenzial in dir wahrgenommen, nicht aber diese Treulosigkeit, die dir inne zu wohnen scheint. Doch was auch immer ich geglaubt habe in dir zu sehen, hat sich nicht bewahrheitet. Du bist ein Versager. In jeder Hinsicht.«

Fanai versuchte vergebens die Worte nicht an sich heranzulassen. Das Knirschen seiner Zähne und das Hämmern seines Herzens dröhnten in seinen Ohren, während Wut jede Faser seines Körpers erfüllte.

»Ich habe noch einmal darüber nachgedacht und glaube, dass ich diesen Fehler von damals einfach wiedergutmachen muss.« Aufgedunsene Finger gruben sich in Fanais Haare, ehe sein Kopf ruckartig nach oben gerissen wurde. Schmerz vernebelte ihm für einen kurzen Moment die Sicht. »Sieh mich gefälligst an, wenn ich mit dir rede!«

Und dann ging alles sehr schnell. Marorck rammte ihm sein Knie mit einer solchen Wucht gegen den Unterkiefer, dass ein lautes Krachen zu hören war und Fanai unweigerlich die Luft wegblieb. Er schmeckte Blut, rang nach Atem und sackte röchelnd zu Boden. »Macht ihn fertig.«

Die Worte drangen nur gedämpft an Fanais Ohren. Sein Körper steckte in einem Sandsturm. Er war machtlos, konnte sich nicht rühren. Nicht hören, nicht sehen. Nur schemenhaft nahm er die beiden Männer wahr, die sich auf ihn zu bewegten. Und dann endlich kam der Schmerz. Er überwältigte ihn, sodass ihm für einen kurzen Moment schwarz vor Augen wurde. Aber es war auch der Schmerz, der ihn wieder atmen ließ. Gierig schnappte er nach Luft, bis ein Hustenanfall ihn schüttelte. Noch ehe er sich erholen konnte, wurde Fanai auf die Beine gezogen.

Dann kam der erste Schlag, traf ihn genau in die Magenrube. Fanai krümmte sich, spuckte Blut und hörte das Lachen der Männer. Ein Tritt in den Rücken riss seinen Oberkörper zurück, während seine Knie nach vorne sackten. Doch der harte Aufprall blieb aus. Stattdessen packte ihn einer der beiden an den Schultern und hielt ihn fest, während der andere seinen Körper mit Fausthieben bear-

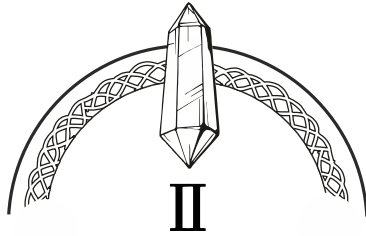
beitete. Als sie ihn losließen, verlor er den Halt. Unsanft schlug er auf dem Boden auf. Gurgelnde Laute entstiegen seiner Kehle. Fanai hatte jegliche Kontrolle über seinen Körper verloren. Sie traten auf ihn ein. Immer und immer wieder, bis der Schmerz sich wie eine zweite Haut an ihn schmiegte. Taubheit erfüllte seine Glieder, während er die Augen nur noch unter großer Mühe offen halten konnte. Es wäre ein Leichtes gewesen, sie zu schließen. Einfach alles hinter sich zu lassen ...

Erst langsam registrierte er, dass es vorbei war. Die Männer hatten von ihm abgelassen und Gemurmel erfüllte den Raum. Fanai versuchte die Worte zu verstehen, doch der Sandsturm tobte noch immer in seinen Ohren. Eine Ewigkeit schien zu vergehen.

Dann endlich ertönte Marorcks Stimme, direkt über ihm. »Der Schmerz hat schon so manchen Mann zu Besinnung gebracht. Ich hoffe, dass er es auch bei dir tut.«

Fanai wollte antworten, doch er brachte nur ein Gurgeln hervor. Die Dunkelheit war wieder da, so verführerisch. »Sieh es als Geschenk, dass ich dich am Leben lasse und wirf diese Chance nicht achtlos fort, denn das hier war meine letzte Warnung. Auch meine Geduld hat mal ein Ende.«

Fanai schloss die Augen und gab sich der Dunkelheit hin.



Lathalia

Jeden Moment konnte es soweit sein. Lathalia sah an sich hinunter und strich über den ausladenden Rock ihres Kleides. Der weiche eisblaue Stoff schmiegte sich an ihre Haut. Es war reine Wolle, schonend gefärbt. Ein Geschenk ihres Vaters. Sie grinste, als sie an das beigelegte Schriftstück dachte. Er hätte sie gar nicht dazu auffordern müssen, das Kleid bei seiner Rückkehr zu tragen. Immerhin hatte sie sich sofort in die bodenlange Robe verliebt. Ein seidenes, dunkelblaues Band betonte ihre Taille. Dieses wurde am Rücken zu einer Schleife gebunden. Als sie den Kopf wieder hob, fiel ihr Blick auf die Holztür des großen Saales. Noch immer hatte sie sich nicht geöffnet.

»Kind, steh gerade!«, herrschte ihre Mutter sie von der Seite an.

Lathalia zuckte zurück und sah sie wütend an, während sie ihre Schultern noch ein bisschen mehr hängen ließ. »Als ob Vater das stören würde.«

»Es wäre gut, wenn du endlich lernen würdest, dich zu benehmen.«

»Ich weiß mich zu benehmen.«

»Dann steh gerade!«

Das Ächzen von schwerem Holz unterbrach ihre Diskussion. Ohne einen weiteren Gedanken an ihre Mutter oder deren Maßregelung zu verschwenden, raffte sie den Rock ihres Kleides. Doch als sie loslaufen wollte, packte ihre Mutter sie am Arm und hielt sie zurück. Lathalia wollte sie gerade böse anfunkeln, als zwei Männer den Saal betraten. Ihr Vater und ein junger Mann in Uniform.

Lathalia befreite sich aus dem Griff ihrer Mutter, deren triumphierendes Lächeln ihr zuwider war. Dann senkte sie den Blick und strich erneut über ihren Rock, diesmal um die Falten zu entfernen. Die beiden Männer durchquerten den Raum, kamen auf sie zu und ihre Mutter machte einen Schritt nach vorn, um sie zu begrüßen. Dabei nahm sie die Hand ihres Gemahls und küsste ihn auf die Wange. Erst danach wandte sie sich dem jungen Besucher zu.

»Wie schön, dass Ihr es einrichten konntet, Leutnant.«
Sie senkte den Kopf zur Begrüßung.

»Es ist mir eine Ehre, Gast in Eurem Haus zu sein,
Bonéss Naliandra.«

Ein leises Kichern ließ Lathalia aufhorchen. Aus dem Augenwinkel beobachtete sie, wie der junge Mann mit einer viel zu eleganten Bewegung die Hand ihrer Mutter nahm und einen Kuss auf ihren Handrücken hauchte. Sie runzelte die Stirn und musterte den Leutnant. Er trug die charakteristische rote Robe, die ihn als Befehlshaber auswies und auf seiner Brust prangte das Kampfsymbol. Ein schwarzer

Kreis, in dessen Inneren sie ein einziges Schwert erkannte – er war eben nur ein Leutnant. Seine eigene Waffe hingegen steckte in einer reich verzierten Scheide, die leicht zitterte, als er über einen Witz ihrer Mutter lachte. Es war ein schönes Lachen, wie sich Lathalia eingestehen musste. Und er sah gut aus. Sein Gesicht war markant und die blonden Haare passten perfekt zu den grünen Augen, die im Schein der Kerzen glänzten und auf sie gerichtet waren.

Schnell senkte sie den Blick, als sie sich ihrer Unachtsamkeit bewusst wurde. Hitze stieg ihre Wangen empor und sie biss, verärgert über sich selbst, die Zähne zusammen. Er hatte ihr Starren ganz sicher bemerkt.

»Darf ich Euch meine Tochter vorstellen?«

Lathalia atmete tief durch und hoffte inständig, ihre Gesichtsfarbe mittlerweile wieder unter Kontrolle zu haben. Dann hob sie den Kopf und lächelte höflich.

»Es ist mir eine Ehre, Euch kennen zu lernen, Lathalia.«

»Auch mir ist es eine Ehre, Leutnant.«

»Oh bitte, nennt mich Nikion.«

»Gern. Meinen Namen kennt Ihr ja bereits.«

Mit dem warnenden Blick ihrer Mutter hatte sie gerechnet, nicht jedoch mit dem schallenden Gelächter des Vaters.

»Ich sagte Euch doch, sie ist ein sehr lebhaftes Mädchen.« Er klopfte dem jungen Mann auf die Schulter. »Ihr solltet euch unterhalten.«

Erwartungsvoll sah ihr Vater sie an. Bisher hatte er sie nie zu etwas gedrängt, auch nicht dazu, einen Mann zu wählen. Eine Freiheit, die ihre Mutter missbilligte. Nicht nur, weil sie

Lathalia keinen Mann aufzwingen konnte, sondern auch, weil es den letzten Rest der Autorität ihres Gemahls vor den Augen der Gesellschaft infrage stellte. Die Bonéss mahnte sie häufig, dass das Ansehen und die Stellung der Familie durch ihre Weigerung einen Bund einzugehen noch mehr Schaden nehmen würden. Sie hatte nach wie vor nicht verkraftet, dass ihr Gemahl, der große Boné Arion, seinen Platz in der Regierung hatte aufgeben müssen. Und ihre Tochter, nun schon im siebzehnten Zyklus, noch immer nicht vermählt war. Doch Lathalia hatte nicht vor, daran etwas zu ändern. Jedenfalls nicht, solange die Anwärter sich mehr für ihren Vater als für sie interessierten. Ein durchaus kränkender Umstand, der ihrer Bürde und dem Tod ihres Bruders geschuldet war. Ihr entfuhr ein leiser Seufzer.

»Wollen wir?«, fragte Lathalia.

Der Leutnant schenkte ihr ein breites Grinsen, gefolgt von einem Nicken, dann führte sie ihn durch den Saal hinaus. Einer der Bediensteten war dabei die Tür hinter ihnen zu schließen, als sie die Stimme ihres Vaters vernahm. »Sie wird ihn mögen. Du wirst sehen. Und er wird sie bändigen.«

Fast wäre Lathalia vor Schreck stehen geblieben, doch sie zwang sich, weiter einen Fuß vor den anderen zu setzen. Während sie die Bedeutung der Worte begriff, beschlich sie ein Gefühl, das sie nur zu gut kannte. Es war diese unbändige Ohnmacht, die Tatsache, dass ihr Leben vorherbestimmt war und sie jeglicher Entscheidungen beraubte.



»Es ist wirklich wunderschön.«

Lathalia hatte Nikion in die Säulengänge geführt, den überdachten Teil des Innenhofs und das Herzstück des Anwesens. Sie selbst hasste es hier. Immer wenn sie das kleine Stück Freiheit betrat, wurde ihr bewusst, wie eingeeengt sie sich in ihrem Leben fühlte. Der Himmel über ihr war so weit, doch konnte sie nur einen kleinen Teil davon sehen. Und als wollte er sie verhöhnen, erhaschte sie ab und an einen Blick auf die Wolken, deren Reise unendlich schien. Ihre Freiheit hingegen war hinter Mauern aus Stein gezwängt worden. Doch der Leutnant schien beeindruckt zu sein. Er hatte sich von ihr abgewandt und strich, fast schon ehrfürchtig, über eine der Säulen. Lathalia verdrehte die Augen und zog ihren Umhang ein wenig enger um sich.

»Ihr könnt Euch wirklich glücklich schätzen, an einem Ort wie diesem hier zu leben.«

»Wenn Ihr meint.« Sie schnaubte.

»Aber ja! Dieses Anwesen scheint eine Geschichte zu haben, jeder Stein, jede Säule und jedes Stück Holz, verrät etwas darüber. Ich möchte Euch meinen Dank dafür aussprechen, dass Ihr mir die Schönheit dieses Hauses gezeigt habt.«

»Mein Vater hat es so gewünscht.« Sie betete inständig, dass ihre Mutter nicht in der Nähe war und diese Worte hörte.

»Und Ihr?« Hoffnung lag in seinen grünen Augen, mit denen er sie aufmerksam musterte. »Was hättet Ihr Euch gewünscht?«

Seine Worte überraschten sie. Für einen kurzen Moment verspürte sie ihm gegenüber ein gewisses Wohlwollen, doch

es hielt nicht lange an. Natürlich versuchte er, sie für sich zu gewinnen. Fast hätte sie über sich selbst gelacht.

»Sicherlich kennt Ihr die Antwort bereits.«

Ein leises Seufzen verriet seine Enttäuschung. Als er sich vor ihr verbeugte, schnappte sie unwillkürlich nach Luft.

»Ich bitte vielmals um Entschuldigung, dass ich Euch mit meiner Anwesenheit belästigt habe.«

»Ich ... « Sie brach ab und wollte erneut ansetzen, doch ihr fehlten die Worte.

Verunsichert musterte sie den Leutnant noch eine Weile, dann fasste sie einen Entschluss. Dieser Mann verwirrte sie und das war gefährlich.

»Danke für Euren Besuch, Leutnant. Ich werde mich nun in meine Räume zurückziehen.«

Sie wollte hier weg! Schnell wandte sie sich um, sah gerade noch, wie der Leutnant sich aufrichtete.

»Bitte bleibt!« Seine Finger schlossen sich um ihr Handgelenk.

»Lasst mich!«

Sie riss sich von ihm los und taumelte einige Schritte zurück. Erschrocken über ihre eigene Reaktion starrte sie ihn an. Ihre Mutter würde sie umbringen.

»Es tut mir leid.« Sorge durchfurchte sein Gesicht, während sein Blick so intensiv auf ihr ruhte, dass sie glaubte, ihn direkt auf ihrer Seele zu spüren. »Habe ich Euch weh getan?«

»Nein«, stieß sie hervor. Seine Berührung war keineswegs grob gewesen, dennoch rieb sie sich das Handgelenk.

»Ich muss mich erneut bei Euch entschuldigen.«

Sie hörte das leise Rascheln seines Umhangs, während ihr bewusst wurde, dass er sich bereits ein zweites Mal ohne Grund vor ihr verbeugte.

»Bitte hört auf damit.«

»Ich hätte Euch nicht bedrängen dürfen.«

»Euch trifft keine Schuld.«

Nein, sie war ganz allein verantwortlich dafür. Er hatte ihr nichts getan, hatte sich sogar nach ihren Interessen erkundigt. Aber sie hatte ihn weggestoßen. So, wie sie es mit allen Männern tat. Weil jeder von ihnen wusste, dass Lathalia der Schlüssel für einen Sitz in der Regierung war. Auch, wenn ihr Vater nicht länger zu den Regementen gehörte, so musste er doch noch immer einen Nachfolger benennen. Und das nur, weil er seinen direkten Erben verloren hatte. Doch wer sie zur Frau nahm, würde Teil dieser Familie werden. Er hätte ein Recht auf die Nachfolge ihres Vaters. Aus diesem Grund hielten die Männer um ihre Hand an. Sicher war der Leutnant nicht anders.

»Aber ich ...«, begann er, doch sie schüttelte den Kopf.

»Entschuldigt mich.« Mit diesen Worten raffte sie ihren Rock und lief davon.



Wütend starrte sie an die Decke ihres Zimmers. Der kühle Boden gab ihr Halt und ihr Herzschlag beruhigte sich langsam wieder. Dennoch wusste sie, ihr Verhalten würde Folgen haben. Früher oder später würde die Bonéss von dieser Pein-

lichkeit erfahren und sie zur Rede stellen. Dann würde sie sich wieder anhören dürfen, dass sie zu impulsiv war und der Familie schadete. Manchmal fragte Lathalia sich, ob die Angst ihrer Mutter vor dem sozialen Abstieg stärker war als die familiäre Bindung zu ihrer Tochter. Oft genug fühlte es sich so an.

Ein Klopfen ließ sie zusammenfahren. Schnell setzte sie sich auf und versuchte den Stoff ihres Kleides von Falten zu befreien. Doch es war nur Araja, die ins Zimmer geschlüpft kam. Erleichtert atmete Lathalia aus.

»Das ist wohl gar nicht gut gelaufen«, stellte ihre Freundin fest und setzte sich neben sie, um sie in die Arme zu schließen. »Was ist passiert?«

Lathalia befreite sich aus der Umarmung und ließ sich wieder auf den Boden sinken. »Er war irgendwie anders.«

»Und ist das gut oder schlecht?«

»Ich möchte gern glauben, dass es gut ist. Aber eigentlich ist es egal.« Sie wickelte Araja fragendem Blick aus. »Ich habe ihn einfach stehen lassen.«

Als plötzlich die Tür aufgerissen wurde, zuckte Lathalia zusammen. Ohne es zu sehen, wusste sie, wer soeben das Zimmer betreten hatte.

»Steh auf!«, herrschte ihre Mutter sie an.

Lathalia ließ sich von Araja auf die Füße ziehen und starrte die Bonéss mit schmalen Augen an.

»Lass uns allein, Araja.«

Ihre Freundin verbeugte sich tief und schlich aus dem Raum. Die Tür hatte sich noch nicht ganz geschlossen, da erhob ihre Mutter bereits die Stimme. »Sie ist eine Bedienstete.«

»Sie ist meine Freundin!« Lathalia verschränkte die Arme vor der Brust. »Aber deswegen bist du nicht hier, oder?«

»Nein.« Die Stimme ihrer Mutter legte sich wie eine Eisschicht über ihre Haut. Lathalia fröstelte. »Ich würde gerne wissen, warum der Leutnant sich bei deinem Vater und mir entschuldigt hat.«

»Er hat was?« Damit hatte sie nicht gerechnet.

»Eine ähnliche Reaktion haben seine Worte auch deinem Vater entlockt.«

»Aber er hat gar nichts getan«, beeilte sie sich zu sagen, nur um es kurz danach auch schon zu bereuen.

Ihre Mutter schenkte ihr ein überlegenes Lächeln. »Das glaube ich dir sofort. Dennoch scheint der Leutnant davon überzeugt, dich bedrängt zu haben. Er bat mich dich zu fragen, ob du ihm sein unüberlegtes Verhalten nachsehen kannst.«

Lathalia umfasste das Handgelenk, an dem er versucht hatte sie zurückzuhalten.

»Er hat nichts dergleichen getan, oder?« Es war mehr eine Feststellung denn eine Frage.

Lathalia schüttelte den Kopf und wappnete sich innerlich bereits gegen die Vorwürfe ihrer Mutter, die sie sich gleich würde anhören müssen. »Ich bin davongelaufen, ehe er sein Verhalten erklären konnte.«

Ihre Mutter schnaubte undamenhaft. »Warum tust du deiner Familie so etwas an? Du weigerst dich einen Bund einzugehen, obwohl du genau weißt, wie wichtig eine traditionelle Vermählung wäre, um unseren Stand zu wahren. Doch damit

ist jetzt Schluss. Es ist nun einmal deine Aufgabe und du wirst dich fügen. Das Ansehen deines Vaters und unserer Familie hängt davon ab.« Sie machte eine kurze Pause, um ihre Worte wirken zu lassen. »Der Leutnant hat sich vorerst verabschiedet. Er möchte dir etwas Ruhe lassen und wird in einigen Sonnenläufen wieder unser Gast sein. Dann möchte er dich noch einmal persönlich um Verzeihung bitten. Und du wirst diese Entschuldigung annehmen. Hast du mich verstanden?«

»Ich will ihn nicht noch einmal sehen.« Lathalia konnte sich das peinliche Schweigen zwischen ihnen nur zu gut vorstellen.

»Sei nicht dumm. Es ist mittlerweile allseits bekannt, dass dein Vater noch keinen Nachfolger hat. Nach einem Mann wie Nikion hat er schon lange gesucht. Oder glaubst du wirklich, dein Vater hätte dir die Freiheit einer Wahl gelassen? Keiner der Bewerber entsprach seinen Vorstellungen. Dabei ging es wohl kaum um einen Mann, der dein eigensinniges Handeln und deine Starrsinnigkeit erträgt.« Die Bonéss lachte auf. Für einen kurzen Moment klang es mitleidig, ehe der Spott die Oberhand gewann. Wann hatte ihre Mutter zum letzten Mal aufrichtig gelacht? Die Erinnerung daran hatte sie mit dem jähen Ende ihrer Kindheit begraben. »Hast du es immer noch nicht begriffen? Es geht nicht um dich oder darum, dass du die große Liebe findest. Du hast Verpflichtungen. Unsere Familie steht schon seit der ersten Amtszeit im Dienst der Regementen. Darum wirst du dieses Erbe fortführen. Als Frau an der Seite eines Mannes, den dein Vater für würdig erachtet. Und er hat sich für Nikion entschieden. Natürlich heiratest

du damit unter deinem Stand, aber darüber wird man hinwegsehen, sobald er als Nachfolger deines Vaters anerkannt wurde.«

Lathalia konnte nicht glauben, was sie da hörte. Oft genug war sie sich wie Handelsware vorgekommen, für die man den höchsten Preis erzielen wollte. Sie war die perfekte Partie für jeden Mann. Nichts weiter als ein willenloses Geschöpf, das zu tun hatte, was man ihm sagte.

»Du weißt, wie sehr ich mir gewünscht habe, dich davor bewahren zu können, aber es war uns nicht vergönnt. Weder dir noch mir. Also ist es meine Pflicht dafür zu sorgen, dass du dich fügst. In diese Familie, ebenso wie in die Gesellschaft.«

Einen Jungen aufwachsen zu sehen, das war es, was sich ihre Mutter gewünscht hatte. Da half es auch nicht, ihre Bemerkung mit einem Kleid aus netten Worten zu umhüllen.

Plötzlich wünschte sie sich nichts mehr, als ein ganz normales Mädchen zu sein. Ein Leben in Armut erschien ihr leichter, als eine aussichtslose Schlacht gegen diese Frau zu führen. Oder mit ihrem Vater. Sie hatte geglaubt, er würde schützend die Hand über sie halten. Doch an diesem Sonnenlauf war sie eines Besseren belehrt worden.

»Du bist kein Kind mehr«, sagte ihre Mutter. »Also verhalte dich endlich wie eine Frau.«

»Eine Frau, die alles mit sich machen lässt?«

»Diese Diskussion werden wir jetzt nicht führen, junge Dame!«, zischte sie und rauschte aus dem Zimmer.